



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Friedensengel.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und günstige Berichte von den Erfolgen der Ansiedler nach Deutschland gelangten, der Zuzug immer stärker. Aller Orten entstanden neue Kolonien, deren es gegenwärtig in Südbrafilien einige vierzig gibt. Nicht allein die Regierung ließ es sich angelegen sein, den Einwanderern auf den vorhandenen Staatsländereien gegen geringe Zahlung den nöthigen Ackerboden zur Verfügung zu stellen, sondern auch Aktiengesellschaften und Privatleute verabsolgten ihnen unter günstigen Bedingungen Grund und Boden zur Niederlassung.

Die Kolonien liegen fast durchgängig an den Abhängen und zwischen den Vorhügeln der Serra auf außerordentlich fruchtbarem Boden im Urwald. Zum Ausgangspunkt wird ein schiffbarer Fluß gewählt. Eine gerade Linie, welche in gehöriger Breite mitten durch den dichten Wald gelegt wird, dient zur Basis und Hauptstraße des zu kultivirenden Bezirkes, und nur vor steilen Felswänden und tiefen Schluchten weicht man von der geraden Richtung ab. Zu beiden Seiten jener Linie werden die Kolonistenloose in einer Breite von 100 Bracen, d. h. 2000 Decimetern abgesteckt, während die Tiefe der zugetheilten Flächen, welche gesetzlich 15—1600 Bracen betragen soll, fürs Erste unvermessen bleibt. Der Flächeninhalt eines solchen Kolonistenlooses beträgt hiernach ungefähr 302 magdeburger Morgen. Diese mangelhafte Vermessung hat, wie erwähnt, in fast allen Ansiedelungen der Gegend von S. Leopoldo viel Zwist und Verwirrung zur Folge gehabt, da immer ein Nachbar mit dem andern verschiedner Meinung über die beiderseitigen Grenzen war. Auch war die Güte des Landes begreiflicherweise nicht überall die gleiche, und doch forderte die Behörde von jedem Ansiedler den gleichen Geldbetrag. Etwas Regelung in diese unbehaglichen Verhältnisse kam erst, nachdem der preussische Gesandte v. Eichmann sowie der schweizerische Geschäftsträger Tschudi auf die Beschwerden der Kolonisten hin sich zu Sachwaltern ihrer Landsleute gemacht und die Mißstände bei der Regierung in Rio de Janeiro zur Sprache gebracht hatten, die sich darauf entschloß, dadurch Abhilfe zu schaffen, daß sie das ganze Gebiet der Kolonien von S. Leopoldo noch einmal vermessen ließ.

---

## Friedensengel.

Berlin, den 14. Mai.

Nach der Mittheilung eines österreichischen Blattes hat, wie wir erst jetzt erfahren, der „Czas“, der bekanntlich das Organ der aristokratisch-ultramontanen Partei der Polen ist und durch seine Patrone, die Radziwills, die Czartoryskis u. A. mitunter recht gute Nachrichten über die Stimmung, die Absichten und die Vorgänge in Hofkreisen und sonst in den oberen Sphären der Gesellschaft

empfangt, in Betreff der Kanzlerkrisis in Berlin folgende etwas blaß gefärbte Erklärung gegeben.

Die Königin Victoria schrieb vor einiger Zeit direkt an den Fürsten v. Bismarck, um ihm die Verhinderung des Krieges zwischen Rußland und der Pforte ans Herz zu legen. Die Antwort lautete ausweichend. Darauf ein zweiter Brief Ihrer britischen Majestät an den Reichskanzler, in welchem jenes Verlangen dringender wiederholt wurde. Die Antwort drückte sich diesmal etwas bestimmter aus, war aber noch nicht nach dem Geschmack der Königin. Nun wendete sie sich an den Kaiser und machte ihn und Deutschland für den ausbrechenden Krieg verantwortlich.

Wir wissen nicht, wie viel Wahres an diesem Bericht ist, halten ihn aber für nicht unglaubwürdig und sind überdies der Ansicht, daß jene merkwürdige Zumuthung, nach der wir unsern getreuen Nachbar in Rußland ohne irgend welchen in unseren Verhältnissen und Bedürfnissen liegenden Grund, lediglich aus Gefälligkeit gegen die Herren Engländer, damit diese sich nicht so sehr für ihre Interessen am Bosphorus zu echauffiren brauchten und mit Seelenruhe ihren Schacher weiter betreiben könnten, zu zwingen verpflichtet gewesen wären, Frieden zu halten, — daß also jenes mindestens sehr eigenthümliche Verlangen auch noch auf einem anderen Wege, den wir die Leser dieser Korrespondenzen errathen lassen, an Se. Majestät gelangt ist und hier warme Befürwortung gefunden hat. Dazu ist aber Folgendes zu bemerken. Se. Majestät ist durchaus friedfertig. Er wünscht aufrichtig, sich, dem deutschen Volke, der ganzen Welt neue Kriege erspart zu sehen. Er ist in Folge dieser Stimmung geneigt, Wünschen und Rathschlägen Gehör zu schenken, die nach der Meinung Derjenigen, die sie ihm vortragen, dem Frieden dienen. Aber solche Rathschläge können, wenn sie nicht von einer hohen Intelligenz, von einem weiten Blick, der alle in Betracht kommenden Umstände und Möglichkeiten umfaßt, eingegeben sind, gerade zum Gegentheile Dessen, was sie bezwecken, also gerade zum Kriege führen. Im Januar beschwor die „Times“ den Reichskanzler, zu befehlen, daß Ruhe gehalten werde. Etwas später richtete sie eine gleiche bewegliche Ansprache an den Kaiser, und mit Bestimmtheit dürfen wir annehmen, daß die Königin Victoria von ihrem pfiffigen semitischen Berather veranlaßt worden ist, mit Benutzung des oben angedeuteten Kanals gleichzeitig in demselben Sinne zu wirken.

Gesetzt nun den Fall, Deutschland hätte sich — man kann in der That kaum einen anderen Ausdruck gebrauchen — breit schlagen lassen, es hätte sich in Postur gesetzt und „Ruhe in Europa!“ gerufen, Rußland aber hätte sich an das Machtwort nicht gekehrt und marschiren lassen, was wäre dann geschehen? Nun entweder hätten wir dann zur Erhaltung des Friedens einen

Krieg mit den Russen führen müssen, bei dem wir im günstigsten Falle dem hochherzigen Albion die Kastanien aus dem Feuer geholt haben würden, oder unser Machtwort hätte sich als ein Wort der Ohnmacht erwiesen, wir wären blamirt gewesen, — blamirt um der Interessen Englands willen obendrein, einer Macht, die uns Deutschen nie im Ernste wohlgewollt hat, und die uns unsere jetzige Bedeutung in Europa nur insofern gönnt, sie nur insoweit gut heißt, als sie sich vielleicht einmal für die Zwecke seiner Krämerpolitik verwerthen lassen könnte.

Mit der Pariser Ausstellung verhielt es sich ähnlich. Auch in dieser Gelegenheit wurde von der Stelle aus, die wir im Auge haben, die zur zweiten Natur gewordene Mission „für den Frieden zu arbeiten“, lebhaft empfunden und nach dieser Empfindung gehandelt. Als die Regierung die Beschickung der Ausstellung trotz aller Vorstellungen und Einsprüche von jener Seite abgelehnt hatte, schickte Mac Mahon den Marquis d'Abzac, einen liebenswürdigen Herrn, auf dem bei einer früheren Gelegenheit hohe Augen mit besonderer Huld geruht hatten, nach Berlin, damit er einen letzten Versuch mache. Der Marquis blies die Friedensschalmei und entlockte ihr äußerst schmelzende Töne. Mit der Einladung, so hören wir ihn mit mildem, gewinnendem Lächeln flüstern, reiche Frankreich den Deutschen die Hand zur Versöhnung. Die Ausstellung sei gleichsam ein Friedenskongreß. Weßhalb man die dargebotene Hand des zum Freunde gewordenen Gegners von Ehedem rauh zurückstoßen wolle? Wie schön einer erhabenen Frauenstirn der Olivenkranz stehen würde! — und so mit Grazie noch Einiges, was zu schmeicheln und zu rühren geeignet war. Darauf abermalige Verwendung an höchster Stelle für das arglose, wohlwollende, so schön bittende Frankreich, wärmer, dringender als vorher, zuletzt verdrießlich. Es half aber wieder nichts, und Monsieur le Marquis erlangte schließlich nichts weiter als einen der höchsten Orden.

Geseht aber den Fall, so fragen wir auch hier, es wäre anders gekommen, man hätte über bessere Einsicht in die Natur der Verhältnisse und klügeren Rath hinweggesehen, und der Bote des Präsidenten der französischen Republik wäre mit der Annahme der Einladung zu dem angeblichen Friedensfeste nach Paris zurückgekehrt, was wäre dann die wahrscheinliche Folge gewesen? Deutschland hätte die Ausstellung beschickt, seine Aussteller wären dadurch in eine mindestens sehr unbehagliche Position gerathen, sie wären — wir haben ja Proben genug, wessen der nach Revanche dürstende Chauvinismus der Franzosen auch auf harmlosem Gebiete fähig ist — Gefahren aller Art ausgesetzt gewesen, kurz, es waren Vorfälle möglich und mehr als möglich, welche mindestens Erbitterung, vielleicht einen Notenkrieg, denkbarer Weise noch Schlimmeres zur Folge gehabt hätten.

Dieselbe Ueberzeugung, die Mission zum Friedenerhalten und Friedenstiften zu haben, erfüllt — man liest wohl zwischen den Zeilen — auch in Betreff der Ultramontanen und ist neben anderen Motiven Veranlassung zu einem Entgegenkommen geworden, welches uns ohne diese Voraussetzung unbegreiflich sein würde. Nachdem diese Gesellen bei den Wahlen der Regierung eine fast beispiellos heftige Opposition gemacht, nachdem sie sich gegen die königstreuen Kandidaten die gemeinsten Schmähungen und die giftigsten Ränke erlaubt haben, kommen sie, den Fuchsschwanz in der Fracktasche, in den Kreis um die angeedeutete Stelle munter und vergnügt, als ob sie kein Wässerchen getrübt hätten, und sonnen sich in der sie bestrahlenden Gnade und Huld. Ja man will wissen, daß bei der Censur und Korrektur der Einladungen, die man vorzunehmen gewohnt ist, die Komtreuen, welche sich herbeilassen, zu kommen — nicht alle thun dies — niemals, die Königstreuen in der Regel gestrichen würden.

Vielleicht ist es erlaubt, die Moral dieser Mittheilungen folgendermaßen zu stilisiren.

Liebe zum Frieden steht an sich jedem Gemüth und Gesicht gut, vorzüglich dem weiblichen. Nur sollte unserer unmaßgeblichen Meinung nach solche Liebe nicht dahin führen, daß man sich selbst als „Friedensengel“ gefällt, daß man sich gern so genannt hört, daß man in dieser Rolle dem Kanzler seine Kreise stört, einsichtigem Rath gegenüber Opposition macht und hartnäckig Dinge befürwortet, welche Kriege hervorzurufen und bereits entbrannte Kämpfe zu verlängern angethan sind, indem der Feind im letzteren Falle den Friedensengel als Bundesgenossen aufzufassen gewöhnt wird und aus seinen Bemühungen immer neuen Muth zum Widerstande schöpft.

Friedensengel gehören in den Himmel, wo ihre Gefühlspolitik vermuthlich allerhand Gelegenheit zu schönen Emotionen finden wird. Wir aber leben auf der Erde mit ihren harten Nothwendigkeiten, die nur mit dem Verstande zu würdigen und zu überwinden sind.

---

## Literatur.

Goethe's äußere Erscheinung, von K. J. Schröer. Mit einer Tafel in Lichtdruck. Hartleben, 1877.

Der Gedanke, die wichtigsten Goethe'schen Porträts, welche wir aus den verschiedenen Perioden seines Lebens besitzen, in Verbindung mit den literarischen Zeugnissen, die über seine äußere Erscheinung vorhanden sind, zur Grund-